

her anschaffen könnte, empfiehlt sich die Bildung von Büchereien nach folgendem Plane: sämtliche Kompagnien schaffen eine Bücherei von etwa 2400 Bänden an und bringen sie in zwölf Schränken unter, deren jede Kompagnie einen erhält. Die Schränke können nach Bedarf, vielleicht viertel- oder halbjährlich, ausgetauscht werden. Durch diese Art Wanderbücherei bleibt zunächst dem Soldaten immer eine genügende Auswahl, während gleichzeitig die mehrfache Anschaffung eines und desselben Werkes vermieden wird. Eine einzige große Regimentsbücherei, wie man sie wohl für richtig halten könnte, ist deshalb nicht ratsam, weil erstens in allen modernen Kasernen die Kompagniegebiete getrennt liegen, ferner aber, weil die kleine Kompagniebücherei nebenbei von einem der Schreiber verwaltet werden kann, während man für die Regimentsbücherei jemand anstellen müßte. Bei der Marine habe ich — besonders auf den großen Schlachtschiffen — sehr schöne Büchereien in den Offiziersmessen gesehen, die man sich, wenn vielleicht auch in etwas anderer Auswahl, für die Mannschaften der Armee und Marine zum Muster nehmen könnte.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch hinsichtlich der Auswahl Vorschläge machen. Die Zusammenstellung einer größeren Anzahl geeigneter Werke wird für jeden Buchhändler ein leichtes sein. Nur soviel sei angedeutet, daß die Auswahl am besten nach rein literarischen Gesichtspunkten erfolgt; keinesfalls sollte eine Soldatenbücherei, wenn sie ihren großen Zweck erfüllen soll, tendenziös-patriotisch oder gar militärisch gehalten sein; denn damit hat der Vaterlandsverteidiger dienstlich genug zu tun.

Alles, was ich hier gesagt habe, gilt für die schönen Friedenszeiten. Zur Kriegszeit könnten die Bücher mit dem Kompagnieschreibwagen auch ins Feld mitgenommen werden. Im Belagerungskrieg ist freilich nur geringes Lesebedürfnis vorhanden, wenngleich ich einen Kameraden kannte, der selbst auf dem Vormarsch in Rußland seinen Faust in der Tasche hatte. Sollte aber jemals wieder solch ein Stellungskrieg über uns kommen, so ist energische buchhändlerische Arbeit vorzuziehen, denn die Einrichtung von Büchereien, Feld- und Etappenbuchhandlungen kann nur vom Buchhandel geschehen, und es ist wünschenswert, daß sie durch den guten Buchhandel geschehe.

Vom Buchhändler „entdeckt“!

(Zum 60. Geburtstag von Clara Blüthgen
[C. Eysell-Kilburger] am 25. Mai 1916.)

Mein erster Sprung in die Literatur war eine Frechheit: mit der Unverfrorenheit meiner siebzehn Jahre vermaß ich mich, eine Kritik über eine Faustaufführung an der Sommerbühne meiner Vaterstadt zu schreiben, und die Redaktion war töricht genug, das anonyme Nachwerk aufzunehmen. Es erging darin einigen Schauspielern ziemlich übel. Eine Gegenäußerung erschien — ich antwortete — ein regelrechter Meinungsaustrausch kam in Gang, der mich — wenigstens in meinen eignen Augen — bis in den siebenten Himmel erhob. Heute, wo die Siebzehnjährigen gereifte Menschen mit reicher Lebenserfahrung, verblüffendem Urteil und dem Stil eines Lessing sind, würde die Sache nichts Befremdliches haben — damals war sie ein Ereignis.

Später, als ich selbst meine Erfahrungen mit der Kritik, besonders bei meinen Bühnenstücken, machte, erschien es mir als ein gerechter Ausgleich, als die Remesis meiner jugendlichen Überhebung.

Bis zu meinem 31. Jahre gewann ich es über mich, mich nicht um die Druckerschwärze zu bemühen. Die Gedichte, die ich hin und wieder verbrach, ruhten ängstlich verschlossen im Kasten.

Dann wurde ich „entdeckt“ — durch einen jungen, dichterisch sehr begabten Buchhändler. Wir korrespondierten regelmäßig, und eines Tages ermunterte er mich: »Sie schreiben so nette Briefe — wenn Sie diesen Dievenower Badebrief nur ein bißchen ausfeilten, so würde man ihn gut in einer nicht zu anspruchsvollen Zeitung unterbringen können«.

Mein Herz zitterte in Freude. Ich feilte aus, daß es eine Lust war, und gebrauchte die Vorsicht, mich hinter ein männliches Pseudonym zu verstecken. Mein Freund schrieb das außerordentlich lange Werk sauber ab und schickte es als »Arbeit eines bekannten Mitbürgers« an dieselbe Zeitung meiner Vaterstadt, die jene erste Kritik gebracht hatte. Acht Tage später war mein Werk gedruckt (es füllte einund-einhalb Zeitungsseiten!) und mit baren fünf Mark honoriert.

Der »bekannte Mitbürger« wurde zur Sensation. Man glaubte an versteckte Andeutungen, rätselte an seiner Person herum. Die Re-

baktion bat auf dem Umwege über meinen buchhändlerischen Freund um weitere Mitarbeit, Anerkennung und Honorare stiegen. Das berühmte Schlagwort so vieler Schriftstellerinnen vom »Drängen« der Redaktionen ist bei mir wenigstens dieses eine Mal Wirklichkeit geworden.

Damals war ich noch in einer durchaus idealen Auffassung vom Wesen des Schriftstellers befangen. Ich hatte nie einen von Angesicht gesehen, aber ich war überzeugt, jeder müßte ein erhabener Mensch sein, der tiefsten Anbetung wert. Überhaupt schon das Gedrucktwerden erschien mir als eine allerhöchste Auszeichnung, jeder Artikel als etwas Unwägbares, dem man nicht durch die Abschätzung eines schnöden Honorars von soundsoviel Mark zu nahe treten durfte. Mein bisheriges Leben abseits von allem, was Literatur heißt, muß die unbegreifliche Naivität des Glaubens entschuldigen, als müsse jeder von einer Redaktion angenommene Beitrag hoch gewertet und hoch honoriert werden. Die fünf Mark verwunderten mich daher sehr, aber das Hochgefühl, über Nacht, durch einen puren Zufall »Schriftstellerin« geworden zu sein, hob mich darüber hinweg.

Nun hatte die Löwin Blut geleckt. Keine Frauenzeitung, die nicht meine Artikel, keine Feuilleton-Korrespondenz, die nicht meine Novellen gedruckt hätte. Das Berliner Tageblatt brachte regelmäßig meine Berliner »Vokalpremiere«, mein Beruf als Malerin legte es mir nahe, über Kunstausstellungen und Kunstgewerbliches zu berichten. Durch den späten Beginn meiner literarischen Tätigkeit war unfähig vieles in mir aufgestaut, das nun eruptiv seinen Ausweg suchte. Ich produzierte mit größter Leichtigkeit, das Schreiben wurde mir eine Notwendigkeit wie das Atmen.

Natürlich dauerte es nicht lange, daß ich auch »mein Buch« haben wollte. Wilhelm Friedrich in Leipzig, damals der bekannte Verleger aller »Jungen«, war mir dazu behilflich; ein Novellenband unter dem Titel der ersten »Aus der Art geschlagen« lag bald in hübscher Ausstattung vor mir. Der geringe Zuschuß, den ich gezahlt, wurde bald durch eine glatte Abrechnung wieder hereingebracht, außerdem fand das Buch bei der milden Beurteilung, die dem »Erstlingswerk« entgegengebracht wird, eine Menge vorzüglicher Besprechungen, die nur einmal, durch die meiner »Neuen Gedichte« übertroffen wurde.

Einen großen Schritt weiter brachte mich Josef Kürschner, der unermüdlische Herausgeber des Literaturkalenders. Mit seinem besonderen, außerordentlich feinem Spürsinn hatte er mein literarisches Werden an den in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen und Novellen verfolgt. Die in einer sehr hohen Auflage verbreitete Probenummer seines »Universal-Redakteur« begann mit einer Novelle von mir: »Luxusblüte«, eins der ersten Hefte des »Bücherschatz« ist »Gute Kameraden« von C. Eysell-Kilburger, mein Name bis zur Verheiratung mit Victor Blüthgen, und dann noch eine Zeitlang mein Pseudonym.

In geradezu groteskem Gegensatz zu der Wertschätzung, die Josef Kürschner mir bis zu seinem frühen Tode bewahrte, steht die Abneigung seines Nachfolgers in der Herausgabe des Literaturkalenders, Herrn Dr. Heinrich Klenz. Er hat im letzten Jahrgang wegen »Raummangels« die Aufzählung meiner gesamten dreißig Bücher samt ihren Neuauflagen gestrichen, meine ganze literarische Tätigkeit mit der Notiz: Novellen, Romane, Gedichte, Dramen abgetan! Kein Verleger, keine Redaktion ist nun noch in der Lage, sich davon zu überzeugen, daß ich in ungeschwächter Kraft arbeite und daß meine Bücher nach wie vor Neuauflagen und -Auflagen nötig machen.

Wie wohl alle Schriftstellerinnen lege ich das Hauptgewicht auf meine Gedichte. Sie sind mir wert als Bekennnisse, als der stärkste Ausdruck meiner Persönlichkeit und als jene Werke, die die größte Anerkennung der Kritik und den stärksten Widerhall im Leserkreise gefunden haben.

Als ich ein Bündelchen Druckbelege meiner Gedichte aus guten Zeitschriften in den Händen hielt, wandte ich mich damit an Reißner in Dresden, ob er wohl geneigt wäre, sie als Buch herauszubringen. Die Antwort in seiner perlenfeinen, aber so schwer zu entziffernden Schrift steht mir noch deutlich vor Augen: »Verehrte Frau! Ihre Gedichte sind ohne Zweifel von hervorragender Schönheit und voll tiefen Gefühls und verdienen eine Buchausgabe. Schade, daß Sie persönlich so gar keine besondere Note haben! Wären Sie Arbeiterin oder Schenkemädchen, so würde sich ein großer Erfolg damit erzielen lassen. Da sie aber nur eine Dame der Gesellschaft sind, erscheint mir das fraglich« usw. Einen Roman »Wenn die Schatten wachsen« nahm er später in Verlag, die Gedichte aber erschienen unter dem Titel »In Seeleneinsamkeit« dann in einem kleinen Verlage, machten ihren Weg und bahnten ihn den zehn Jahre später erschienenen »Neuen Gedichten«. Diese kamen bei Schwetschke & Sohn in Berlin heraus, und wenn ich meinem eignen Urteil und dem meiner Kritiker, besonders Michael Georg Conrad glauben darf, so sind sie erstklassige Lyrik und mein bestes Buch überhaupt.

Zwischen diesen beiden Gedichtbüchern liegt ein drittes: »Klänge aus einem Jenseits« (Hermann Seemann Nachf., Leipzig), das wegen